

dtv

*Reihe Hanser*



Karin Bruder

# PANAMA

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.reiuhanser.de](http://www.reiuhanser.de)



© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky  
Gesetzt aus der Berling  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65019-9

# 1

Wir verließen Santa Fé im Regen. Zahllose Fingerspitzen trommelten auf Ruuds Wagendach. Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass es am frühen Morgen je geregnet hätte.

»Ich will nicht«, hatte ich ihm in der vergangenen Nacht erklärt. Zum wiederholten Mal. Mein Nein schien ihn zu erstaunen. Mit achtzehn, besagte sein Blick, da muss man mutiger sein. Vielleicht konnte er sich nicht vorstellen, dass es ein weibliches Wesen auf der Welt gab, das ihm auf Dauer widerstehen konnte.

»Ich habe einen Schuh in der Hand. Und nun suche ich die Prinzessin dazu. Oder anders gesagt: Hier steht ein Mann. Und du bist eine Frau. Es ist nur natürlich, dass wir uns lieben.«

»Deine Standardsprüche?«

»Komm schon, lass uns ein bisschen neugierig sein. Wir werfen die Kleider ab und deinen Ernst über Bord.« Grinsend hatte er begonnen, sich zu entkleiden. Mütze, Hemd, Schlappen.

»Geh schlafen, morgen müssen wir früh raus.« Ich wollte ihn anlachen. Doch seine Enttäuschung legte sich wie ein Balken zwischen uns. Sex sollte leicht sein, deuteten seine zusammengeschobenen Augenbrauen an. Unkompliziert. Du aber bist kompliziert, hältst das Schild »Anfängerin« hoch.

»Dann eben nicht.« Dieser kleine Satz. Hat mich getroffen. An der Brust. Und weit unten.

Das monotone Summen des Scheibenwischers ließ die Gedanken an die vergangene Nacht sterben. Musik wäre schön. Aber der CD-Player war defekt. Wie so vieles. Wie das Wagendach, wie die Scheibenwischer. Ich versuchte durch die dicht gewobenen Regenfäden einen Blick auf die vorbeiziehende Landschaft zu erhaschen. Aber gerade an dem Tag hatten sämtliche Landschaften beschlossen, sich weit zurückzuziehen. Stattdessen tauchte eine unregelmäßige Bebauung auf. Wir passierten einen Abschnitt der Panamericana, an dem sich Industriehallen an mehrstöckige Mehrfamilienhäuser, Werkstätten an Fastfood-Restaurants reihten. Neben einer Tankstelle lag ein Holzkarren im Matsch. Avocados kullerten über nassen Asphalt. Pferd und Besitzer schauten ratlos.

In raschem Tempo näherten wir uns der Stadt. Ruud holte alles aus seiner alten Kiste heraus. Wir wussten, um elf Uhr würde das Flugzeug abheben, auch ohne mich. Ich hatte nur Handgepäck dabei, trotzdem sollten wir uns beeilen. Ein Blick auf den Unterarm brachte keine Erkenntnis. Wo war meine Uhr? Vermutlich im Prinzessinnenhaus. Auch mein Herz lag dort.

»Mehr Panama geht wohl nicht«, stellte Ruud mit einem Grinsen in der Stimme fest.

Ich schüttelte den Kopf, wollte nicht lachen, nicht reden. Er stupste mich mit dem Ellenbogen an, sah mich eindringlich an. Und meine Augen huschten weg. Graugrünes Licht auf der Straße. Ich wollte es einsammeln. Für später. Für die Nach-Ruud-Zeit. Natürlich ahnte er, was in mir vorging. Diese Trennung war ein Vorgeschmack auf den großen Abschied. Unser Wir hatte verdammt wenig Zukunft.

Auch wenn es regnete, war Panama wunderschön.

»Panama, die Schöne«, sagte Ruud prompt. »Sie weint.«

Ich hatte mich immer noch nicht daran gewöhnt, dass dieser Mann, der noch vor wenigen Wochen ein Fremder für mich gewesen war, meine Gedanken lesen konnte.

»Panama ist männlich«, widersprach ich. Es tat gut, die eigene Stimme auf Widerstand zu stellen.

Doch Ruud schien mir nicht zuzuhören. »Sie weint um dich. Oder um mich. Fucking egal ...«, summte er. Und es klang furchtbar. Und traurig schön zugleich. Meine Hand zuckte. Ich wollte sie auf seine legen.

»Fucking, fucking egal ...«

Ruud weinte nicht, blieb stark. Aber nicht so stark wie sonst. Eine Ruudpuppe saß neben mir, die sich in guter Laune versuchte. Mit überhöhter Geschwindigkeit tauchten wir in den Schlund der Weltstadt Panama ein, die einem Riesenkraken glich, der seine Tentakeln weit ins Meer hinausstreckte. Rechts dominierten Hochhäuser das Stadtbild. Ihre gläserne Eleganz erschreckte mich. Stumpfe Hai-fischzähne, sie hatten sich im Kapital festgebissen, rissen und zerrten an angeschwemmtem Gut. Panama City lebt vom Geldfluss. Und war selbst zu einem reißenden Strom geworden. Ruud überholte und bog auf die Schnellstraße ein. Er brachte mich dorthin, wo ich vor knapp sieben Wochen angekommen war: zum internationalen Flughafen. Ich hatte ein paar Tage bleiben wollen. Um meinen verschwundenen und wiedergefundenen Neffen kennenzulernen und um ihn in die Schweiz zu begleiten.

An welchem Punkt beginnt eine Geschichte?

Die Geschichte meines Neffen zum Beispiel. Damit, dass Mama in Limón ihren ersten Mann kennenlernte, der der

Bruder von Papa war, ihrem zweiten Mann? Mama konnte weder mit Männern noch mit Kindern umgehen. Nach der zweiten großen Trennung entschied sie sich, in Zentralamerika zu bleiben, um sich ganz ihren geliebten Reptilien und deren Bedürfnissen zu widmen. Papa und wir Kinder kehrten nach Deutschland zurück.

Das war noch lange nicht Pablos Geschichte.

Spätestens aber als unser Bruder Sigi den Spuren unserer Mutter folgte und ebenfalls auswanderte, legte er die Fährte für Pablos Lebensweg. Unser inzwischen erwachsen gewordener Bruder hatte sich verliebt und war Vater geworden, in einem Land, in dem Kinder verschwanden und auch die Lebenserwartung von Erwachsenen nicht besonders hoch war.

Unsere Mutter starb bei einem Flugzeugabsturz.

Unser Bruder wurde getötet.

Und sein Kind blieb verschwunden.

## 2

Wie alles begann.

»Liana, ich wünsche, dass du mich besuchen kommst«, verlangte der Großvater in seinem harten Deutsch. Auch nach einundvierzig Jahren in der Schweiz hatte er sein rollendes *R* nicht abgelegt. »Lass keine Zeit verstreichen, es eilt.«

Als wäre ich eine Angestellte, kommandierte seine tiefe Stimme mich herum, Widerspruch schien ausgeschlossen.

»Morgen schreibe ich Mathe.«

»Ist recht. Ich drück dir die Daumen. Obwohl, weiß ich doch, dass Mathe ein Klacks, ein Kinderspiel, für meine Königin ist. Dann kommst du eben anschließend. Ist das die letzte Prüfung?«

»Ja! Die letzte schriftliche.« Das *Ja* laut und deutlich. Er sollte ebenso stolz auf meine Leistungen sein wie ich. Die Prüfungen waren gut gelaufen. Ich konnte mir meinen Abidurchschnitt nicht mehr versauen. Doch unser Ota überhörte meinen Triumph.

»Nimm den ersten Zug. Oder kommst du mit dem Auto?«

»Ich kann nur in Begleitung fahren, das weißt du doch. Aber ich habe bald Geburtstag, du kannst schon mal Geld für ein Auto zur Seite legen.« Er ging nicht auf mich ein. Ein Scherz, der sonst immer funktionierte, war im Stacheldraht

seiner Zerstretheit hängen geblieben. »Was ist denn los?«, wollte ich wissen.

»Alles Weitere vor Ort.« Die Großvaterstimme kratzte in meinem Ohr. Der Alte klang verschnupft.

Nach der letzten schriftlichen Prüfung, fuhr ich von Bad Bergzabern nach Brunnen. Ich fuhr durch weiße Schneelandschaften, die meinem Kopf viel Spielraum für Gedanken und Erinnerungen ließen. Stoppelfelder wechselten sich mit weiß bedeckten Hügelketten ab, zugeeiste Seen mit grau schäumenden Flüssen. In Brunnen lag der Schnee besonders hoch, reichte bis an die Ufer des Vierwaldstättersees, der mit hungrigen Zungen an ihm leckte. Auch die umliegenden Berge trugen Wintermäntel, die Rigispitzen, der Fronalbstock, der Mythen. Es war früher Nachmittag, als ich ankam. Der Anblick der Berge schaffte es immer wieder, eine kindliche Unbeschwertheit in mir auferstehen zu lassen.

Lachend nahm der Ota mich am Bahnhof in Empfang, küsste mich jedoch nicht, sondern legte lediglich seinen Arm um meine Schultern. Mit der freien Hand schnappte er sich den Rucksack. Unser Großvater war eine stattliche Erscheinung, immer noch, trotz seiner achtzig Jahre. In seiner Nähe stand man im Schatten. Sein struppiger Bart war noch ein bisschen wilder, noch eine Spur weißer geworden. Ich entdeckte rote Verästelungen in seinen Augen. Ein Nikolaus in Lederjacke und Lederhose. Immer war er anders gewesen, nie hatte er geredet, wie die Nachbarn redeten, sich einzig und allein seinem ureigenen Kleidergeschmack unterworfen. Mein geliebter Alter.

Allein die Familie zählte und der Erfolg eines jeden Einzelnen. Mangel an Ehrgeiz konnte er nicht verzeihen. Mei-

nen Fleiß lobte er gern und ausgiebig, doch an jenem Tag zeigte er sich geizig.

»Jesses, die Vorgänge in Panama beschäftigen mich mehr, als mir lieb ist«, sprach er, lud mich und das Gepäck in seinen Geländewagen. Joschi war nicht dabei. Dem Ota war auch der letzte Hund gestorben. Im Wagen roch es säuerlich. Ein Anflug von Furcht streifte mich. Großvater hatte in den letzten Jahren nicht nur die Schallgrenze vom alten zum sehr alten Menschen überschritten und seine Frau und die einzige Tochter verloren, sondern auch einen Enkelsohn zu Grabe tragen müssen. Wie viele Verluste würde er noch verkraften?

Von der Seite musterte ich ihn, zählte Falten, strich in Gedanken über die lange Narbe an seinem Hals. Er hatte in Rumänien im Gefängnis gesessen, mehrere Monate, und selten darüber gesprochen. Und wenn, dann so, wie man über ungeliebte Verwandte spricht, leise, hinter vorgehaltener Hand.

Mitten aus tiefen Gedanken heraus schreckte ich hoch. Unser Ota fuhr die Bahnhofstraße nicht weiter, bog rechts ab. Der Verkehr war dicht, die Straßen eng. Wie Türme erhoben sich Schneehügel rechts und links der Fahrbahn. Von den Fußgängern waren nur die bunten Mützen zu sehen. Wir fuhren durch Eisgalerien, wir fuhren Richtung Friedhof.

»Muss das sein?« Mein Protest klang matt. Ich war müde nach der langen Fahrt.

»Überlass das einem erfahrenen Ritter.«

Gekonnt versuchte der Alte mich mit seiner bärgen Stimme einzuspinnen, erzählte lachend, was in Brunnen an Gewöhnlichem und Ungewöhnlichem geschehen war. Und dann fragte er doch noch: »Und deine Matura? Wann ist das Mündliche?«

Aber jetzt wollte ich nicht mehr.

»Na, was hast du?«

Schon hielt der Wagen vor dem schmiedeeisernen Tor. Für alle, die auch im Winter die Sehnsucht nach den Toten überkam, waren vier Parkplätze frei geräumt worden. Ich sah den gestreuten Hauptweg und die mir traurig zunickenden Hängebuchen. Meine Augen stolperten über das weiße Dach der Kapelle, und da waren sie wieder: die Bilder von Sigi Beerdigung. Ich sah meinen Vater, wie er am Grab zusammengebrochen war, und ich fühlte die Hand meiner Zwillingsschwester, die sich wie eine Handschelle um mein Armgelenk gelegt hatte. Immer noch konnte ich die Stelle benennen. Und dann fühlte ich gar nichts mehr, und meine Augen füllten sich mit Tränen. Es war einfach ungerecht, dass Sigi hatte sterben müssen. Und es war ungerecht, dass Ota mich ohne Vorwarnung hierherschleppte. Plötzlich war mir klar, dass mein Besuch mit Sigi zusammenhing. Waren seine Mörder gefunden worden?

»Wir besuchen deine Omama ein anderes Mal«, erklärte der Alte und ergriff meine Hand. »Heute geht es um deinen Bruder. Ich habe ihm die Neuigkeiten noch nicht erzählt. Das holen wir jetzt nach.« Zielstrebig führte er mich zum Grab.

»Was für Neuigkeiten? Spann mich nicht auf die Folter«, schniefte ich.

Er beantwortete meine Frage nicht. Kramte stattdessen in seiner Tasche, holte ein Taschentuch heraus. Geblümt, nicht besonders frisch. Mitten in der Bewegung hielt er inne, ein Mann hatte sich uns genähert, der in der weißen Einsamkeit wie eine Fata Morgana aufgetaucht war.

»Grüezi miteinander«, sprach er.

»Na«, antwortete der Großvater. »Bei dem Wetter ...«

Belangloses flog hin und her. Ich versuchte die Tränen zurückzunehmen, doch es war zu spät.

»Wein, mein Schatz, weinen ist gesund«, tröstete der Ota, drehte dem Grabnachbarn demonstrativ den Rücken zu und wandte sich an den unter Schnee begrabenen Erdhügel.

»Lieber Sigi«, begann er, und sein Blick ruhte auf dem schlichten Holzkreuz, »noch weiß es niemand. Dein Sohn Pablo ist wieder aufgetaucht. Abgegeben worden oder zurückgegeben worden, wie immer man das nennen will. Du bist einen Scheißtod gestorben, aber nun geht das Leben weiter.«

»Was soll das bedeuten, Ota?« Ich verstand weniger als nichts. Meinte er wirklich den kleinen Pablo, der vor drei, oder waren es schon vier, Jahren verschwunden war und den wir irgendwo im Himmel, bestenfalls in den USA bei reichen Pflegeeltern vermuteten? Sollte ich mich freuen? Wegen Pablo hatte Sigi sich in Gefahr gebracht. Wegen ihm war unser Bruder gestorben.

Ich fragte meinen Großvater, wie so etwas möglich war, wie das Unmögliche eingetreten sein konnte. Und ich merkte, wie mir die Erregung als warme Welle vom Bauchnabel bis zu den Haarspitzen hochstieg.

»Wo haben sie das Kind gefunden, Ota?«

»In Panama City. Jemand hat ihn ins Foyer der Deutschen Botschaft gestellt. Sie wissen nicht, wer das war.«

»Warum nicht?«

»Weil es am späten Abend passierte. Jemand von der Botschaft hat ihn unten abgeholt. Da war die betreffende Person, es war eine ältere Frau, bereits weg.«

Ich brauchte eine Weile, bis ich unser Glück fassen konnte. Sigi hatte also recht gehabt. Das Kind war entführt

worden. Aber von wem? Und warum? Es gab nie Lösegeldforderungen.

Ich löcherte Großvater mit zahllosen Fragen. Wie geht es dem Kind, welche Sprache spricht es, ist es gesund, wo ist es jetzt, was hat Marisol dazu gesagt?

Kurz angebunden, denn Großvater fehlten offenbar die Informationen, antwortete er. Wohlbehalten, gut untergebracht, aber schwierig im Umgang, stellte er klar. Die letzte Frage beantwortete er besonders brummig. »Das ist ja das Problem. Die Mutter ist nicht auffindbar. Deshalb wurden wir informiert. Liana, ich will, dass du fährst. Sobald du die mündlichen Prüfungen hinter dir hast, sobald wir einen Flug gefunden haben, geht's los. Du holst den Jungen. Ich bin zu alt für solche Geschichten.«

Sein breites Glücksgesicht strafte ihn Lügen. Die Augen leuchteten, verjüngten seine Züge. Nein, er war nicht wirklich alt. Vor mir stand ein Lausbub, der sich mordsmäßig freute. Die Vorfreude galt nicht mir, das war mir natürlich klar.

Den Ota als Oberhaupt der Familie zu bezeichnen ist weit untertrieben. Er ist der Kaiser, der über seine Nachkommen herrscht und richtet. Der Großvater fragte nicht. Er tagte mit sich selbst, war Minister, Berater und Zeremonienmeister in einer Person. Wenn er zu einer Entscheidung gelangt war, verkündete er diese und drückte sie durchs Parlament, verwandelte sie in ein Gesetz. In seinen Ansichten war er klar und unbeweglich. Ein tiefer Bergsee. Und so ahnte ich sofort, dass es nicht darum ging, zu verstehen oder an der Entscheidung beteiligt zu werden. Nein, er hatte mich einzig und allein hierherbestellt, um sein Urteil zu verkünden: *Ich will, dass du fährst!*

Während der Großvater ein paar Tannenzweige aus dem

Schnee zupfte, sprach er mit gedämpfter Stimme auf mich ein. Jedes Wort sprach er betont langsam. Die Luft war eisig klar, ich drängte mich in meine Daunenjacke. Erst sein Schlusssatz schreckte mich auf.

»Das Kind wartet im Waisenhaus in Panama City auf dich. Ein Anwalt ist eingeschaltet. Er wird dir helfen und dir zur Seite stehen. Du bist nicht allein.«

Augenblicklich war meine Freude über das Wiederauftauchen des kleinen Pablo verflogen. Ota meinte es ernst. Tagelang, vielleicht wochenlang, musste er diesen Plan mit sich herumgeschleppt haben.

»Warum soll ausgerechnet ich Sigis Kind holen? Warum nicht Papa? Und wozu? Bei wem soll er leben? Warum wartet man nicht, bis Marisol ihn zu sich nimmt?« Endlich kam wieder Leben in mich, und ich war bereit, auf dem Absatz kehrtzumachen, wenn er mich nicht aufklärte.

»Ja, verstehst du denn nicht, das kann dauern, und wie viele Monate soll das Kind im Waisenhaus ausharren, deiner jugendlichen Meinung nach? Wir müssen ihn zu uns holen, jetzt. Und basta. Dein Vater wird das nicht tun. Seit Jahren setzt er sich in keinen Flieger mehr. Dir muss ich nicht sagen, warum.«

Der Ota schluckte trocken, und ich tat es ihm gleich. Beide dachten wir an Mama, die irgendwo auf dem Grund des Atlantischen Ozeans lag.

»Tatsache bleibt, der Junge hockt mutterseelenallein dort drüben und wartet. Ich wiederhole, wie lange willst du ihm das antun, ein Jahr, zwei? Wir sind seine Familie. Wir sind immer füreinander da gewesen.«

»Was hast du vor?«

»Jeder so, wie er kann. Ich kann noch kämpfen, und genau das werde ich tun. Ich werde dem Kind ein neues Zuhause

geben. Es reicht mir langsam mit diesem Sterben. Ich wollte es nie akzeptieren, dass deine Mutter und Sigi gestorben sind. Aber jetzt weiß ich, es geht wieder aufwärts. Pablo wird bei mir leben. Als mein Urenkel setzt er die Jakobiline fort und ...« Der Ota zögerte nur wenige Sekunden, »es wird ihm an nichts fehlen.«

Verwundert schluckte ich meinen Einspruch gegen diesen merkwürdigen Plan hinunter. Sammelte neue Argumente.

»Ota, du hast vergessen, dass ich mich um einen Studienplatz kümmern muss, und ich brauche ein Praktikum. Ich habe schon eine Zusage, aber ich soll mich vorher nochmals melden, zu einem Einarbeitungstag. Außerdem findet bald das Abschlussfest statt. Du bist eingeladen. Und er soll wirklich bei dir ...« Ich beendete den Satz nicht.

»Wann, wann ist dieses Fest?«

»Ende März.«

Mein Großvater war es nicht gewohnt zu bitten, er bekam auch so, was er brauchte.

»Ende März bist du längst zurück. Wir kommen zu deinem Abschlussfest, der Pablo und ich.«

Ota bemerkte meinen Blick und richtete sich stolz auf. In seinem Schnauzbart hatten sich winzige Eiszapfen gebildet. Er war gemein. Hier am Grab fühlte ich mich hilflos, war ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, denn Sigi hörte jedes Wort mit.

»Jesses, wie du schaust, als wolle ich dich zur Schlachbank führen. Es ist ein Opfer, aber ein kleines. Jemand muss handeln, das wenigstens verstehst du doch.« Er wurde jetzt lauter. Als wären wir nicht auf dem Friedhof. Niemand ermahnte ihn. Niemand brachte ihn zum Schweigen. Selbst die Rabenkrähen hatten sich zurückgezogen.

Ich drängte, wollte den Ort so rasch wie möglich verlassen, doch unser Großvater blieb unbeirrt stehen.

»Du verstehst, auch ohne dass ich betteln muss, nicht wahr. Ich habe das Geld, du die Kraft. Außerdem sprichst du Spanisch. Und sag, wozu diese Studieneile? Hast du nicht noch hundert Jahre vor dir liegen? Also, das Leben, lass dir das gesagt sein, das geht dir so schnell nicht durch die Lappen. Es wird diese zehn Tage auf dich warten.«

»In Zentralamerika ticken die Uhren anders, Ota. Zehn Tage sind nichts. Werden sie mir das Kind überhaupt geben? Ich bin noch nicht volljährig.«

»Alles eingefädelt. Dieser Anwalt sitzt an der Quelle. Ihm habe ich Geld geschickt, er hat geschmiert, die Papiere sind vorbereitet. Es ist gut, wenn man Leute an den richtigen Stellen sitzen hat, aber natürlich ist es schwer, von hier aus alles zu regeln.« Nur kurz hielt er die Luft an, als hätte er Angst, mein Widerstand könne sich erneut entzünden. »Seit Wochen hänge ich am Telefon. Ich dachte schon, die Trauer hätte mich eingekrustet, aber nein, ich turne wieder mit. Dr. Schmid Rodrigues leistet gute Arbeit. Vor allem dann, wenn man ihm viel verspricht und auf die Füße tritt. Es ist ja nicht so einfach, das Sorgerecht zu bekommen. Sowieso musste ich deinen Vater bitten einzuspringen. Wir haben uns entschieden, einen Antrag auf Pflegschaft zu stellen, denn in dem Fall sind die Hürden niedrigen und es geht schneller voran. Ein Adoptionsverfahren können wir später einleiten.«

»Papa weiß Bescheid? Und wieso wollen sie ihm das Kind geben? Er ist nicht der leibliche Großvater.«

»Ganz einfach, weil er einen Antrag gestellt hat. Dein Onkel Hans ist ja schwer krank, zu nichts mehr zu gebrauchen, na ja, reden wir nicht davon. Alle versuchen sich

irgendwie aus der Verantwortung zu stehlen, es ist ein Jammer.«

»Aber Papa hat nichts gesagt.«

»Schrei nicht. Hab ich ihm verboten, den Mund zu öffnen. Er ist ein guter Mann, dein Vater, hat sich an meinen Wunsch gehalten.«

»Hast du für Pablo Lösegeld bezahlt?«, hakte ich nach. Vielleicht war die Wahrheit ganz einfach. Vielleicht hatte unser Großvater sich jahrelang geweigert, Lösegeld zu zahlen, und uns alle belogen. Sigis Tod hatte ihn umgestimmt. Und unser Vater wusste von dem Deal. Meine Gedanken wurden unterbrochen.

»Aber nein, wie kommst du darauf? Es gab nie eine Forderung. Hätte es sie gegeben, hätte Sigi sein Kind freikaufen können. Er hätte sich nicht in Gefahr bringen dürfen.«

»Ota, das sind zweierlei Stiefel.«

»Egal. Es muss leider gesagt werden, dein Bruder war ein Selbstmörder. Schade um ihn. Und warum sie seinen Sohn jetzt vor die Botschaftstür gesetzt haben ...« Der Alte zuckte die Schultern, zeigte zum eisblauen Himmel, an dessen Rändern durchscheinende Federwolken auftauchten, »... weiß nur der Chef allein.«

»Es muss einen Grund geben. Vielleicht ist er krank. Man hat es nur noch nicht festgestellt. Oder gab es einen Machtwechsel in Panama? Alte Seilschaften sind aufgebrochen, und ...«

»Joi, wie klug sie ist, wie sie nachhakt. Bravo. Von mir hast du das geerbt. Nur bitte, werd mir nicht auch noch politisch. Ich habe die Nase voll, von den Ideen deiner Mutter und vom Opfertod deines Bruders. Lass dir versichert sein, Fragen habe ich mehr als Antworten, mein Engel. Und manche Dinge passieren, ohne dass ich instruiert werde.«

Nach dieser Grundsatzrede war der Ota eine Weile lang still. Es war schwer, das Gehörte zu schlucken. Verdauen musste ich es später.

»Habt ihr nach Marisol, Pablos Mutter, gesucht? Was sagt die Polizei?«

»Die dortige, die hat wie immer keine Ahnung. Auch das ist ein Grund, warum ich dich hinschicken will. Du kannst dich umschaun. Der Anwalt kümmert sich, natürlich, der hat Erfahrung mit solchen Dingen, und Geld stopfe ich ihm genug in den Hintern. Dennoch, ein Lächeln, gerichtet an den Herrn Botschafter, von einer hübschen Knospe wie dir, manchmal wirkt so etwas Wunder.«

Otas Sätze besaßen Widerhaken. Das fiel mir auf. Er verheimlichte mir etwas.

»Warum bittest du den Anwalt nicht? Er kann das Kind zu dir bringen.«

In Gedanken schimpfte ich auf den Großvater, der mir das alles zumutete, schimpfte auf meine Daunenjacke, die es nicht verstand, mich ordnungsgemäß zu wärmen. Schimpfte auf unseren Bruder, der sich sein Kind hatte stehlen lassen. Ich legte mir schützend die Arme um den Körper.

»So nicht«, krächte Großvater los und hob abwehrend die Hand, als müsse er einen Gegner abwehren, »der Junge hat Furchtbares durchgemacht. Jemand aus der Familie muss ihn abholen. Jemand mit einem deutschen Pass. Mir würden sie ihn sowieso nicht geben.« Sein Gesicht, von der Kälte und vom Reden gerötet, zwang sich zur Blässe. Er versuchte den Kranken zu mimen. »Du allein bist die Strickleiter zu meinem Glück.«

Er ergriff meinen Arm, und wir strebten rasch dem Ausgang zu. Doch immer noch legte er Holz nach, schürte das Feuer.

»Du hast es gesehen, nicht wahr, der Schnee hat gewackelt. Hol mich der Teufel, wenn dein Bruder nicht stolz auf dich ist. Ebenso stolz wie ich.«

Gegen meinen Willen musste ich über den Einfallsreichtum des alten Jägers lachen. Wie gewieft er war, wie gut er seine Fallen platzierte.

»Gut möglich, dass er für mich durchs Feuer gegangen wäre, aber doch eher, weil er sich immer etwas beweisen musste. Mir hätten sie das Kind nicht entführt. Weil ich nicht dort leben würde, wo Kinder verschwinden.«

»Gut so, ich meine, gut, dass du anders bist. Aber das ist jetzt zweitrangig. Meine Perle, schau, du musst lediglich hinfliegen und lächeln. Sieh es als kostenlosen Urlaub an. Die Jungen machen jetzt alle ein soziales Jahr, habe ich mir sagen lassen. Sie gehen in die Heime und putzen den Alten die Hintern. Auch du tust etwas Gutes, und noch dazu bleiben deine Hände sauber.«

Es war nicht zu fassen.

»Werden die panamaischen Behörden akzeptieren, dass ich das Kind abholen komme?«

»Du hast den richtigen Nachnamen. Der Anwalt meint, das sei entscheidend. Und ein Attest für deinen Vater kann ich besorgen.«

»Aber ich will studieren«, unterbrach ich den Ota. »Und zwar so rasch wie möglich. Wenn ich meine Unterlagen nicht rechtzeitig fertig mache, muss ich ein ganzes Jahr warten.«

»Erzähl einem alten Hasen keinen Blödsinn. Ich habe mit deinem Vater telefoniert. Sag, warum willst du Maschinenbau studieren? Warum nicht Jura oder Wirtschaftsingenieurwesen? Tatsache ist, dass du als Rheinland-Pfälzerin deine Matura früher in der Tasche hast als die anderen.